

Bertolt Brecht Dreigroschen- roman



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1846

Bertolt Brecht wurde am 10. Februar 1898 als Sohn eines Papierfabrikanten in Augsburg geboren. Am 14. August 1956 starb er in Berlin. 1933-1948 Emigration in Dänemark, Schweden, Finnland, den USA und in der Schweiz. Friedrich Dürrenmatt hat Brecht den größten Dramatiker unserer Zeit genannt. Das Gesamtwerk Brechts, u. a. *Baal*; *Trommeln in der Nacht*; *Die Dreigroschenoper*; *Leben des Galilei*; *Der gute Mensch von Sezuan*; *Mutter Courage und ihre Kinder*; *Herr Puntila und sein Knecht Matti*; *Der kaukasische Kreidekreis*, betreut der Suhrkamp Verlag.

»Brechts Hauptwerk«, eine »der wesentlichsten Leistungen Brechts«, »Bericht über die Kulturinhalte unserer Epoche«, ein »Kompendium der Zeit von wahrhaft homerischen Ausmaßen«, verfaßt von einem »Epiker von hohen Graden« mit der »Bitterkeit und Schärfe Swifts«. Solche und ähnliche Superlative finden die Kritiker 1934/35 nach Erscheinen des *Dreigroschenromans*, der ersten großen Arbeit, die Brecht im dänischen Exil fertigstellt. Nachdem das deutschsprachige Theaterpublikum seit seiner Vertreibung aus Deutschland im Februar 1933 für ihn nicht mehr erreichbar ist, wendet sich Brecht verstärkt der Prosa zu, knüpft hier mit Titel und wichtigen Figurennamen an den großen Erfolg der *Dreigroschenoper* (1928) und der *Songs der Dreigroschenoper* an. Doch es entsteht keine Prosafassung des Opernstoffs (er ist nur mehr Vorgeschichte), sondern, bedingt durch die Zeitergebnisse seit Entstehung der Oper, ein »Grenzfall des Kriminalromans«, eine Satire in der Nachfolge von Cervantes und Swift, in der »die Verhältnisse, unter denen wir leben, ihrer Rechtsbegriffe« (Walter Benjamin) entkleidet werden.

Bertolt Brecht
Dreigroschenroman

Suhrkamp

Der Text folgt der Ausgabe Bertolt Brecht, *Werke*.
Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe.
Herausgegeben von Werner Hecht, Jan Knopf,
Werner Mittenzwei, Klaus-Detlef Müller.
Band 16. Frankfurt am Main 1990

Umschlagfoto:
Münchener Stadtmuseum, Sammlung Fotografie

10. Auflage 2022

Erste Auflage 1991
suhrkamp taschenbuch 1846

© Bertolt-Brecht-Erben und Suhrkamp Verlag Berlin
Zuerst erschienen 1933 im Verlag Allert de Lange, Amsterdam
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags,
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Żegarzewski
ISBN 978-3-518-38346-9

Inhalt

<i>Die Bleibe</i>	9
<i>Erstes Buch: Liebe und Heirat der Polly Peachum</i>	19
I. Bettlers Freund	23
Pfirsichblüte	25
II. Ein Wunsch der Regierung Ihrer Majestät	35
Sorgen, von denen sich der Alltagsmensch nichts träumen läßt	40
Alles für das Kind	45
III. Die B.-Läden	50
Die Bombe	56
IV. Ernste Besprechungen	64
15 Pfund	67
V. Ein kleines, aber gut fundiertes Unternehmen	84
VI. Schwitzbäder	104
<i>Zweites Buch: Die Ermordung der Kleingewerbe- treibenden Mary Swayer</i>	123
VII. Herr Macheath	127
Ein Fehlschlag	132
Eines Freundes Hand	140
VIII. Napoleonische Pläne	152
IX. Kämpfe ringsum	167
Ausverkauf	177
Eine historische Sitzung	186
Liebesgaben	190
Herr X	194
X. Noch einmal der 20. September	198
Herr Peachum sieht einen Ausweg	208
Herr Macheath wünscht London nicht zu verlassen	209
XI. Die Blätter werden gelb	228
Der Gedanke ist frei	231
Chrestons Werbewoche	246
XII. Hat Herr Macheath Mary Swayer auf dem Gewissen?	250

<i>Drittes Buch: Nur wer im Wohlstand lebt, lebt angenehm!</i>	269
XIII. Schwerwiegende Entscheidungen	273
Der kranke Mann stirbt	298
XIV. Der starke Mann ficht	306
Die Schlacht bei den Westindiadocks	315
Eine nationale Katastrophe	322
Säuberungsaktion	327
Unruhige Tage	332
XV. Das Alibi	346
Ein Sieg der Vernunft	354
Nebel	357
<i>Das Pfund der Armen</i>	375
Traum des Soldaten Fewkoombey	379

Dreigroschenroman

Dem Roman liegt das Theaterstück »Die Dreigroschenoper«
und John Gays »Beggars Opera« zugrunde.

DIE BLEIBE

Und er nahm, was sie gaben, denn hart ist die Not
 Doch er sprach (denn er war kein Tor):
 »Warum gebt Ihr mir Obdach? Warum gebt Ihr mir Brot?
 Weh! Was habt Ihr mit mir vor?!«
 (Aus »Herrn Aighns Untergang«. Alte irische Ballade)

Ein Soldat namens George Fewkoombey wurde im Burenkrieg ins Bein geschossen, so daß ihm in einem Hospital in Kaptown der Unterschenkel amputiert werden mußte. Er kehrte nach London zurück und bekam 75 Pfund ausbezahlt, dafür unterzeichnete er ein Papier, worauf stand, daß er keinerlei Ansprüche mehr an den Staat habe. Die 75 Pfund steckte er in eine kleine Kneipe in Newgate, die in letzter Zeit, wie er sich aus den Büchern, kleinen, mit Bleistift geführten, bierfleckigen Kladden, überzeugen konnte, ihre reichlich 40 Schilling abwarf.

Als er in das winzige Hinterzimmer eingezogen war und den Schankbetrieb zusammen mit einem alten Weib ein paar Wochen geführt hatte, wußte er, daß sein Bein sich nicht besonders rentiert hatte: die Einnahmen blieben erheblich unter 40 Schillingen, obgleich es der Soldat an Höflichkeit seinen Gästen gegenüber nicht fehlen ließ. Er erfuhr, daß die letzte Zeit durch im Viertel gebaut worden war, so daß die Maurer für Betrieb in der Kneipe gesorgt hatten. Der Bau war aber jetzt fertig und damit war es mit der vielen Kundschaft aus. Der neue Käufer hätte das, wie man ihm sagte, aus den Büchern leicht erkennen können, da die Einnahmen an den Wochentagen entgegen allen Erfahrungen des Gastwirtsgewerbes höher gewesen waren als an den Feiertagen; jedoch war der Mann bisher nur Gast solcher Lokale gewesen und nicht Wirt. Er konnte das Lokal knapp vier Monate halten, umsomehr, als er zuviel Zeit damit verschwendete, den Wohnort des früheren Besitzers ausfindig zu machen, und lag dann mittellos auf der Straße.

Eine Zeitlang fand er Unterkunft bei einer jungen Kriegerfrau, deren Kindern er, während sie ihren kleinen Laden versorgte, vom Kriege erzählte. Dann schrieb ihr Mann, er komme auf Urlaub, und sie wollte den Soldaten, mit dem sie inzwischen, wie das in engen Wohnungen eben geht, geschlafen hatte, möglichst

rasch aus der Wohnung haben. Er vertrödelte noch ein paar Tage, mußte dennoch heraus, besuchte sie noch einige Male, als der Mann schon zurück war, bekam auch etwas zu essen vorgesetzt, kam aber doch immer mehr herunter und versank in dem endlosen Zug der Elenden, die der Hunger Tag und Nacht durch die Straßen der Hauptstadt der Welt spült.

Eines Morgens stand er auf einer der Themsebrücken. Er hatte seit zwei Tagen nichts Richtiges gegessen, denn die Leute, an die er sich in seiner alten Soldatenmontur in den Kneipen herangemacht hatte, bezahlten ihm wohl einige Getränke, aber kein Essen. Ohne die Montur hätten sie ihm auch keine Getränke bezahlt, er hatte sie deshalb eigens angezogen gehabt.

Jetzt ging er wieder in seinen Zivilkleidern, die er als Wirt getragen hatte. Denn er hatte vor zu betteln und schämte sich. Er schämte sich nicht, daß er eine Kugel ins Bein bekommen und eine unrentable Wirtschaft gekauft hatte, sondern daß er darauf angewiesen war, wildfremden Leuten Geld abzuverlangen. Seiner Meinung nach schuldete keiner keinem etwas.

Das Betteln wurde ihm schwer. Das war der Beruf für diejenigen, die nichts gelernt hatten; nur wollte auch dieser Beruf anscheinend gelernt sein. Er sprach mehrere Leute hintereinander an, aber mit einem hochmütigen Gesichtsausdruck und besorgt, sich den Angesprochenen nicht in den Weg zu stellen, damit sie sich nicht belästigt fühlen sollten. Auch wählte er verhältnismäßig lange Sätze, die erst zu Ende kamen, wenn die Angeredeten schon vorüber waren; auch hielt er die Hand nicht hin. So hatte, als er sich schon an die fünf Mal gedemütigt hatte, wohl kaum einer gemerkt, daß er angebettelt worden war.

Wohl aber hatte es jemand anderes gemerkt; denn plötzlich hörte er von hinten eine heisere Stimme sagen: »Wirst du dich wohl hier wegschwingen, du Hund!« Schuldbewußt wie er war, sah er sich gar nicht um. Er ging einfach weiter, die Schultern eingezogen. Erst nach einigen Hundert Schritten wagte er sich umzublicken und sah zwei zerlumppte Straßenbettler niederster Sorte beieinander stehen und ihm nachschauen. Sie folgten ihm auch, als er forthinkte.

Erst einige Straßen weiter sah er sie nicht mehr hinter sich.

Am nächsten Tage, als er in der Gegend der Docks herumlungerte, immer noch ab und zu Personen der niederen Klasse durch

seine Versuche, sie anzusprechen, in Erstaunen versetzend, wurde er plötzlich in den Rücken geschlagen. Gleichzeitig steckte ihm der Schläger etwas in die Tasche. Er sah niemand mehr, als er sich umblickte, aber aus der Tasche zog er eine steife Karte, vielfach eingebogen und unsäglich verdreckt, auf der eine Firma gedruckt stand: J. J. Peachum, Old Oakstraße 7, und darunter, mit Bleistift geschmiert: »Wenn dir deine Knochen was Wehrt sinn, dann adresse wie obig!« Es war zweimal unterstrichen.

Langsam ging es Fewkoombey auf, daß die Überfälle mit seiner Bettelei zusammenhängen mußten. Er verspürte jedoch keine besondere Lust, in die Old Oakstraße zu gehen.

Nachmittags, vor einer Stehbierhalle, wurde er von einem Bettler angesprochen, den er als einen der zwei vom vorigen Tage erkannte. Er schien heute verträglicher. Er war noch ein junger Mann und sah nicht eigentlich schlimm aus. Er faßte Fewkoombey am Rockärmel und zog ihn mit sich.

»Du verdammter Dreckhund«, begann er mit freundlicher Stimme und ganz ruhig, »zeig deine Nummer!«

»Was für eine Nummer?« fragte der Soldat.

Neben ihm herschlendernd, weiter freundlich, aber ihn keinen Augenblick lassend, erklärte ihm der junge Mann in der Sprache dieser Schichten, daß sein neues Gewerbe ebenso geordnet sei wie jedes andere, vielleicht noch besser; daß er sich nämlich in keiner wilden, von zivilisierten Menschen verlassenen Gegend befinde, sondern in einer großen und geordneten Stadt, der Hauptstadt der Welt. Für die Ausübung seines neuen Handwerks brauche er also eine Nummer, eine Art Erlaubnismarke, die er da und da bekommen könne – nicht umsonst, es gab da eine Gesellschaft mit dem Sitz in der Old Oakstraße, der er rechtmäßig angehören müsse.

Fewkoombey hörte, ohne eine einzige Frage zu stellen, zu. Dann erwiderte er, ebenso freundlich – sie gingen durch eine menschenreiche Straße –, er freue sich, daß es eine solche Gesellschaft gebe, genau wie bei den Maurern und den Friseuren, er zöge aber für seinen Teil vor, zu tun was ihm beliebe, da ihm in seinem Leben schon eher zuviel Vorschriften gemacht worden seien als zu wenige, was sein Holzbein beweise.

Damit reichte er seinem Begleiter, der ihm mit einer Miene zu-

gehört hatte, als höre er eine ihn außerordentlich interessierende Ausführung eines erfahrenen Mannes, der er nur nicht ganz bestimmen könne, die Hand zum Abschied, und der schlug ihm lachend wie einem alten Bekannten auf die Schulter und ging über die Straße. Fewkooombey gefiel sein Lachen nicht.

In den nächsten Tagen ging es ihm immer schlechter.

Es stellte sich heraus, daß man, um einigermaßen regelmäßig Almosen zu bekommen, an einer bestimmten Stelle sitzen mußte (und da gab es dann noch gute und schlechte), und das konnte er nicht. Er wurde immer vertrieben. Er wußte nicht, wie es die andern machten. Irgendwie sahen sie alle elender aus als er. Ihre Kleider waren richtige Lumpen, durch die man die Knochen sehen konnte (später erfuhr er, daß in gewissen Kreisen ein Anzug ohne solche Einblicke auf Fleischpartien als ein Auslagefenster galt, das mit Papier verklebt ist). Auch ihr körperliches Aussehen war schlimmer; sie hatten mehr und ärgere Gebrechen. Viele saßen ohne Unterlagen auf dem kalten Boden, so daß der Passant wirklich die Sicherheit hatte, daß sich der Mensch eine Krankheit holen mußte. Fewkooombey hätte sich gern auf den kalten Boden gesetzt, wenn es ihm nur erlaubt worden wäre. Der entsetzliche und erbarmungswürdige Sitz war aber anscheinend nicht Allgemeingut. Polizisten und Bettler störten ihn immerfort auf.

Durch das, was er durchmachte, holte er sich eine Erkältung, die sich auf die Brust schlug, so daß er mit Stichen in der Brust in hohem Fieber herumlief.

Eines Abends begegnete er wieder dem jungen Bettler, der ihm sogleich folgte. Zwei Straßen weiter hatte sich diesem noch ein anderer Bettler zugesellt. Er fing an zu laufen, sie liefen auch.

Er bog in einige kleinere Gassen ein, um sie los zu werden. Er meinte schon, dies sei ihm gelungen, da standen sie bei einer Straßenecke plötzlich vor ihm, und bevor er sie noch genauer sah, schlugen sie mit Stöcken nach ihm. Einer warf sich sogar auf das Pflaster und zog ihn an seinem Holzbein, so daß er hinterrücks auf den Hinterkopf fiel. In diesem Augenblick ließen sie aber von ihm ab und liefen weg; um die Ecke war ein Schutzmann gekommen.

Fewkooombey glaubte schon, der Schutzmann könnte ihn hochnehmen, da rollte aus einer Häusernische unmittelbar neben ihm auf einem kleinen Karren ein dritter Bettler hervor und

deutete aufgeregt auf die Entlaufenden, wobei er mit gurgelnder Stimme etwas dem Schutzmann zu erklären suchte. Als Fewkooombey, von dem Schutzmann hochgerissen und mit einem Tritt vorwärtsgestoßen, weitertrabte, blieb der Bettler dicht hinter ihm, mit beiden Armen seinen eisernen Karren rudern.

Ihm schienen die Beine zu fehlen.

An einer weiteren Straßenecke griff der Beinlose Fewkooombey an die Hose. Sie befanden sich im schmutzigsten Viertel, die Gassen waren nicht breiter als eine Mannslänge, neben ihnen gähnte ein niedriger Durchgang in einen dunklen Hof. »Hier herein!« befahl der Krüppel gurgelnd. Da er zugleich mit seinem Gefährt, das einen stählernen Hebel an der Seite hatte, an Fewkooombeys Schienbein fuhr und dieser vom Hungern geschwächt war, brachte er ihn wirklich in den kaum drei Meter im Geviert messenden Hof. Und bevor der Überraschte um sich blicken konnte, kletterte der Krüppel, ein älterer Mensch mit riesiger Kinnlade, affenartig aus seinem Karren, besaß plötzlich wieder seine beiden gesunden Beine und stürzte sich auf ihn.

Er überragte Fewkooombey um gut eine Haupteslänge und seine Arme waren wie die eines Orang Utans.

»Jacke aus!« rief er. »Zeige in offenem, ehrlichem Kampf, ob du fähiger bist als ich, eine sich gut rentierende Stellung zu besitzen, die wir beide erstreben. ›Freie Bahn dem Tüchtigen!‹ und ›Wehe dem Besiegten!‹ ist mein Wahlspruch. Auf diese Art ist der ganzen Menschheit gedient, denn nur die Tüchtigen kommen so in die Höhe und in den Besitz des Schönen auf Erden. Wende aber keine unfairen Mittel an, schlage nicht unter den Gürtel und ins Genick und laß die Knie aus dem Spiel! Der Kampf muß, soll er Geltung haben, nach den Regeln des Britischen Faustkämpferverbandes ausgefochten werden!«

Der Kampf war kurz. Seelisch und körperlich zerbrochen schlich Fewkooombey hinter dem Alten her.

Von der Old Oakstraße war nicht mehr die Rede.

Eine Woche lang blieb er unter der Fuchtel des Alten, der ihn an einer bestimmten Ecke aufstellte, übrigens wieder in Soldatenuniform, und der ihn auch, wenn abends abgerechnet worden war, abfütterte.

Seine Einnahmen blieben immer unter einer sehr niederen Grenze. Er mußte sie an den Alten abliefern, wußte also oft nicht

einmal, ob die paar Groschen die Bratheringe und die Tasse Schnaps niederster Sorte deckten, die seine Hauptmahlzeit bildeten. Der Alte, dessen Gebrechen schlimmer schien und in Wirklichkeit überhaupt nicht vorhanden war, hatte einen ganz anderen Zulauf als er.

Mit der Zeit kam der Soldat zu der Überzeugung, daß sein Chef nur den Platz auf der Brücke, sich selber gegenüber, besetzt haben wollte. Die Haupteinnahmequelle waren die Leute, die regelmäßig an der Stelle vorbeikamen, jeden Vormittag oder, wenn sie ins Geschäft gingen am Morgen und abends, wenn sie heimgingen. Sie gaben nur einmal und sie benutzten zwar im allgemeinen immer dieselbe Straßenseite, aber manchmal nach längeren Zeitläufen wechselten sie doch. Vollständig konnte man sich auf sie keinesfalls verlassen.

Fewkoombey fühlte, diese Stellung war ein Fortschritt, aber sie war noch nicht das Richtige.

Nach Ablauf der Woche bekam der Alte anscheinend seinerwegen Anstände bei der geheimnisvollen Gesellschaft in der Old Oakstraße. Drei, vier Bettler überfielen die beiden, als sie frühmorgens eben ihren Unterschlupf in einem Schiffsschuppen verlassen wollten und schleppten sie mehrere Straßen lang in ein Haus mit einem kleinen, unsäglich verdreckten Laden, auf dessen Schild »Instrumente« stand.

Hinter einem wurmstichigen Ladentisch standen zwei Männer. Der eine, klein und dürr, von gemeinem Gesichtsausdruck, mit einer ehemals schwarzen Hose und einer ebensolchen Weste bekleidet, stand in Hemdsärmeln und einen zerbeulten Hut auf dem Hinterkopf, die Hände in den Hosentaschen, am Schaufenster und blickte in den trüben Morgen hinaus. Er wandte sich nicht um und gab kein Zeichen von Interesse von sich. Der andere war dick und krebsrot im Gesicht und sah womöglich noch gemeiner aus.

»Guten Morgen, Herr Smithy«, begrüßte er den Alten, höhnisch, wie es schien, und ging ihm voraus durch eine blechbeschlagene Tür ins Nebenzimmer. Der Alte blickte unsicher um sich, bevor er ihm zusammen mit den Männern, die ihn geholt hatten, folgte. Sein Gesicht war grau geworden.

Fewkoombey blieb, wie übersehen, in dem kleinen Ladenraum stehen. An der Wand hingen ein paar Musikinstrumente,

alte, zerbeulte Trompeten, Geigen ohne Saiten, einige zerschrammte Drehorgelkästen. Das Geschäft schien nicht sehr gut zu gehen, die Instrumente waren von dickem Staub bedeckt.

Fewkooimbey sollte noch erfahren, daß die sieben oder acht Musikklamotten keine besondere Rolle in dem Geschäft spielten, in das er getreten war. Auch die schmale, nur zweifenstrige Front des Hauses deutete höchst unvollkommen den Umfang der von ihr vertretenen Baulichkeiten an. Auch der Ladentisch mit der wackligen Kassenschublade bekannte nicht Farbe.

In dem alten Fachbau, der drei ganz geräumige Häuser mit zwei Höfen umfaßte, waren eine Schneiderei mit einem halben Dutzend Mädchen und eine Schuhmacherwerkstatt mit nicht weniger Fachleuten erster Ordnung etabliert. Und vor allem gab es irgendwo hier eine Kartothek, in der gut 6000 Namen geführt wurden, die Männern und Frauen gehörten, die alle die Ehre hatten, für dieses Haus zu arbeiten.

Der Soldat begriff noch keineswegs, wie dieser eigentümliche und anrühige Betrieb funktionieren mochte; dazu brauchte er noch wochenlang. Aber er war zu zermürbt, um nicht einzusehen, daß es ein Glück für ihn wäre, hier einzutreten, in eine große, geheimnisvolle und mächtige Organisation.

Herr Smithy, Fewkooimbey's erster Brotgeber, kam an diesem Vormittag nicht mehr zum Vorschein, und Fewkooimbey sah ihn später höchstens zwei oder drei Mal wieder und nur von fern.

Der Dicke rief nach einiger Zeit, die Blechtür einen Spalt weit öffnend, in den Laden herein:

»Hat echtes Holzbein.«

Der Kleine, der aber der Herr zu sein schien, ging auf Fewkooimbey zu und hob ihm mit einem schnellen Griff die Hose hoch, um das Holzbein zu sehen. Dann ging er, die Hände wieder in den Hosentaschen, zu dem blinden Fenster zurück, sah hinaus und sagte leise:

»Was können Sie?«

»Nichts«, sagte der Soldat ebenso leise. »Ich bettle.«

»Das möchte jeder«, sagte der kleine Mann höhnisch und nicht einmal hersehend. »Sie haben ein Holzbein. Und weil Sie ein Holzbein haben, wollen Sie betteln? Ach! Aber Sie haben dieses Ihr Bein im Dienst des Vaterlandes verloren? Umso schlimmer! Das kann jedem passieren? Sicherlich! (Außer er ist Kriegsmini-

ster.) Da ist jeder auf den andern angewiesen, wenn das Bein weg ist? Unbestreitbar! Aber ebenso unbestreitbar, daß keiner gern etwas hergibt! Kriege, das sind Ausnahmefälle. Wenn ein Erdbeben stattfindet, dafür kann keiner was. Als ob man nicht das Schindluder kannte, das mit dem Patriotismus der Patrioten getrieben wird! Zuerst melden sie sich alle freiwillig und dann, wenn das Bein weg ist, will es keiner gewesen sein! Ganz abgesehen von den unzähligen Fällen, wo ein Bierkutscher, dem beim gewöhnlichen Gelderwerb, eben dem Bierfahren, das Bein abhanden kam, von der Schlacht bei Dingsda daherkommt! Und noch etwas, die Hauptsache: darum gilt es doch als so verdienstvoll, für das Vaterland in den Krieg zu ziehen, darum überhäuft man doch eben diese Braven so mit Ehren und Beifall, weil dann das Bein weg ist! Wenn nicht dieses kleine Risiko dabei wäre, also gut, dieses große Risiko, wozu dann die tiefe Dankbarkeit der ganzen Nation? Im Grunde sind Sie ein Antikriegsdemonstrant, leugnen Sie schon erst gar nicht! Sie wollen, indem Sie so herumstehen und sich gar keine Mühe geben, Ihren Stumpf zu verbergen, zum Ausdruck bringen: ach, was sind Kriege für furchtbare Dinge, man verliert sein Bein dabei! Schämen Sie sich, Herr! Kriege sind so notwendig, wie sie furchtbar sind. Soll uns alles weggenommen werden? Sollen auf dieser britischen Insel fremde Leute herumwirtschaften, Feinde? Wünschen Sie etwa, inmitten von Feinden zu leben? Sehen Sie, Sie wünschen es nicht! Kurz, Sie sollen nicht mit Ihrem Elend hausieren gehen, Mann. Sie haben das Zeug nicht dazu . . . »

Als er ausgesprochen hatte, ging er, ohne den Soldaten anzusehen, an ihm vorbei in das Kontor hinter der Blechtür. Aber der Dicke kam heraus und führte ihn, des Beines wegen, wie er sagte, durch einen Hof in einen zweiten Hof, wo er ihm einen Hundezwinger übergab.

In der Folge trieb sich der Soldat zu jeder Tages- und Nachtzeit auf dem einen Hofe herum und kontrollierte die Blindenhunde. Davon gab es eine ganze Anzahl; sie waren nicht nach der Eignung, blinde Leute zu führen, ausgesucht (es gab hier keine fünf solcher Bedauernswerten), sondern nach anderen Gesichtspunkten, nämlich danach, ob sie genug Mitleid hervorriefen, d. h. billig genug aussahen, was zum Teil allerdings auch von der Fütterung abhängt. Sie sahen sehr billig aus.

Wäre Fewkoombey von einem Volkszählungsbeamten gefragt worden, was für einen Beruf er ausübe, wäre er in Verlegenheit gewesen, ganz abgesehen von allen Bedenken, vielleicht der Polizei aufzufallen. Kaum hätte er sich einen Bettler genannt. Er war Angestellter in einem Unternehmen, das Utensilien für Straßenbettel verkaufte.

Es wurden keinerlei Versuche mehr angestellt, aus ihm einen einigermaßen leistungsfähigen Bettler zu machen. Die Fachleute hier hatten auf den ersten Blick erkannt, daß er es so weit niemals bringen würde. Er hatte Glück gehabt. Er besaß keine von den Eigenschaften, die einen Bettler ausmachen, aber er besaß, was nicht jeder hier von sich sagen konnte, ein echtes Holzbein und das genügte, ihm ein Engagement zu verschaffen.

Ab und zu wurde er in den Laden gerufen und mußte einem Beamten der nächsten Polizeistation sein Holzbein vorzeigen. Zu diesem Zweck hätte es gar nicht so echt zu sein brauchen, wie es leider war. Der Mann sah kaum hin. Es war da fast immer zufällig Fräulein Polly Peachum, die Tochter des Chefs, im Laden, die mit Beamten umzugehen wußte.

Im großen und ganzen aber lebte der frühere Soldat das halbe Jahr, das ihm noch vergönnt war, unter den Hunden. Dann sollte er auf eine eigentümliche Art dieses spärlich gewordene Leben verlieren, einen Strick um den Hals, unter dem Beifall einer großen Volksmenge.

Der kleine Mann, den er am ersten Morgen seiner Anwesenheit in diesem interessanten Hause am Schaufenster hatte stehen sehen, war Herr Jonathan Jeremiah Peachum gewesen.

ERSTES BUCH
LIEBE UND HEIRAT DER POLLY PEACHUM